

Unser Kirchspiel



Mülheim - Sichtigvor - Waldhausen

Nr. 103

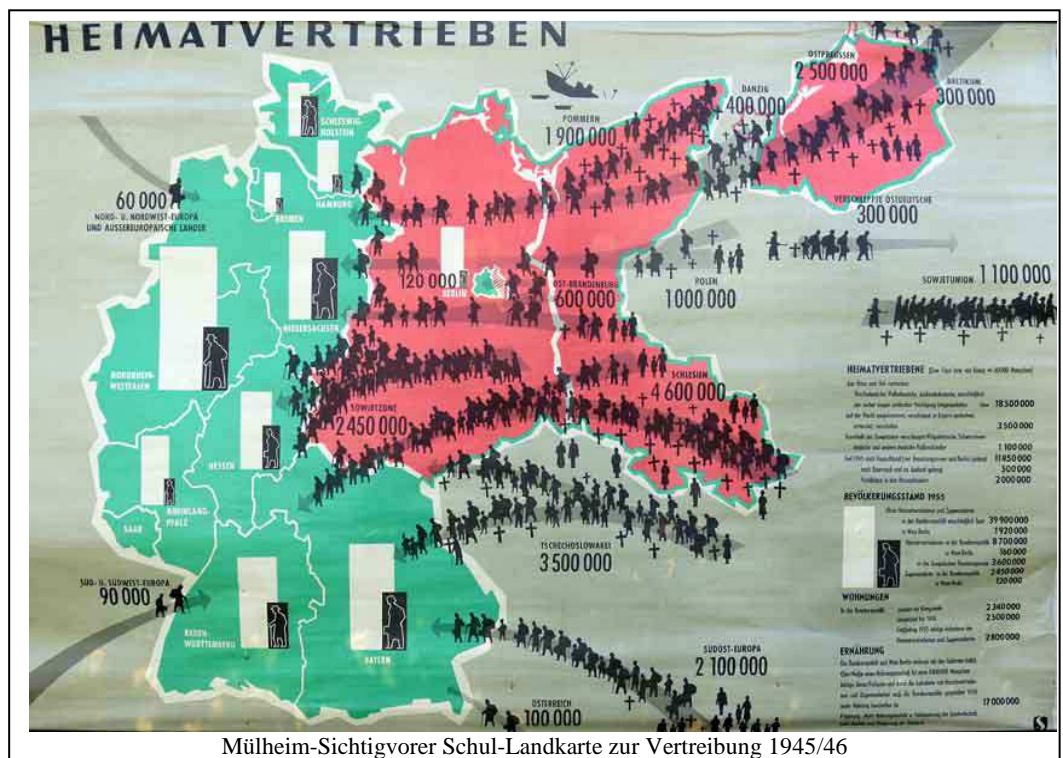
6/2016

Die Flüchtlinge der Jahre 1945/46

Von den 1945/46 im Kirchspiel angekommenen Ostflüchtlingen ahnte am 22. Juni 1944 niemand, dass schon von diesem Tag an ihr Vertreibungsschicksal besiegelt war. Die Rote Armee hatte bewusst am dritten Jahrestag des Hitlerüberfalls auf die Sowjetunion zum entscheidenden Schlag gegen die deutsche Ostfront angesetzt. Die Wehrmacht- „Heeresgruppe Mitte“, mit 42 Divisionen viel zu unterlegen, zerbrach unter dem wuchtigen Schlag von 195 russischen Schützen- und Panzerdivisionen.¹ Die Verluste der Wehrmacht, fast in der Größenordnung von Stalingrad, konnten für den Schutz des Reiches nicht mehr ausgeglichen werden. Die deutsche Bevölkerung, über das Ausmaß der Niederlage im Unklaren gelassen, schreckte erst auf, als im weiteren Verlauf ihrer Offensive russische Panzer am 16. Juli 1944 an der Grenze Ostpreußens aufzuehrien. Was bisher als unvorstellbar galt, dass die „Bolschewisten“ je deutschen Boden betreten würden, schien jetzt unmittelbar zu drohen. Im September 1944 brachen die Russen nördlich bei Memel bis zur Ostsee durch und trennten die zum Schutz Ostpreußens bitter benötigte Heeresgruppe Nord (Kurlandarmee) endgültig ab. Zwar gelang es noch einmal die im Grenzbereich von Goldap und Nemersdorf eingedrungenen Sowjets zurück zu drängen, aber die Bilder unvorstellbarer Grausamkeiten an der deutschen Bevölkerung dort lösten Entsetzen und eine erste Fluchtwelle aus. Einen massenhaften Aufbruch zur Flucht verhinderten die NS-Behörden mit der Androhung von Strafen. Mit großem propagandistischen Aufwand ließ der berühmte Gauleiter Koch die Bevölkerung, Alte, Frauen, Jugendliche, einen „unüberwindlichen“ Grenzwall aus Panzergräben und anderen Feldbefestigungen anlegen. Von Hitler aufgegriffen, schanzten schließlich an der ganzen deutschen Ostgrenze von Tilsit im Norden bis Kattowitz in Oberschlesien Hunderttausende Deutsche in trügerischer Hoffnung. Die Mühen waren vergeblich. Allen Warnungen zum Trotz hatte Hitler im Dezember 1944 die im Grabensystem unverzichtbaren 200 Festungsbataillone für seine West-Ardennenoffensive herausgezogen.

12. Januar 1945 – Die große Flucht beginnt

Am 12. Januar eröffnete die Rote Armee ihren Generalangriff auf das Reich, der sie unaufhaltsam mit all den bekannten Folgen für Ost- und Mitteldeutschland bis an die Elbe führen sollte. Der Sturm brach an diesem Tag aus dem russischen Weichselbrückenkopf Baranow los. Die ersten Opfer des Durchbruchs waren die Deutschen des weit nach Osten ragenden Warthegaus, eines NS-Gebildes aus der bis 1918 preußischen Provinz Posen und Teilen Polens. Nach verlogenen Durchhalteparolen und striktem Evakuierungsverbot gab



Mülheim-Sichtigvorer Schul-Landkarte zur Vertreibung 1945/46

¹ Jürgen Thorwald: „Es begann an der Weichsel“; München 1968 S.11

Gauleiter Greiser viel zu spät, erst am 20. Januar den Befehl, jetzt den ganzen Gau zu räumen. Da waren die östlichen Ortschaften schon überrannt und die Trecks, die sich zur Flucht aufgemacht hatten, schnell überholt und der Ausplünderung und Vergewaltigung ausgesetzt. Schlimmer noch erging es den in ihren Dörfern überraschten Deutschen. Sie litten nicht nur unter der Willkür der Russen, sondern auch der mehrheitlich hier wohnenden Polen, die für die NS-Unterdrückung sich nun an der deutschen Bevölkerung rächten.

Die Ausplünderung der eroberten Gebiete nahm systematische Züge an, als die Rotarmisten ganze Wagenladungen mit Einrichtungsgegenständen und anderem Raubgut in die Sowjetunion verfrachteten. Dorthin in Marsch gesetzte Viehherden werden wohl kaum ihr Ziel lebend erreicht haben. Wer rechtzeitig aus dem Warthegau heraus gekommen war, fand in den westlich angrenzenden, noch wie im tiefen Frieden liegenden Landstrichen Niederschlesiens und Brandenburgs Sicherheit und meist liebevolle Fürsorge. Die Schlesierin Helga Hanisch, im März 1946 selbst als Flüchtlingskind ins Möhnetal verschlagen, berichtet in ihren Lebenserinnerungen² an Neurode, wie ihre Mutter sich besonders der Flüchtlingsmütter mit Babys annahm, sie für ein oder zwei Nächte, ehe sie weiter zogen, aufnahm, pflegte und versorgte.

Im Kirchspiel trafen Vertriebene der ersten Flüchtlingswellen erst im Spätsommer 1945 ein. Allerdings ein Flüchtling aus Lessau im Wartheland hatte es sogar noch im Januar 1945 bis in das Kirchspiel Mülheim geschafft. Unter den damals aus dem Westen hier einströmenden Bombenflüchtlingen war der Ostflüchtling eine bestaunte Ausnahme.

Die Tragödie der Ostpreußen

Nur einen Tag später als aus dem Weichselbrückenkopf Baranow brach im Norden der Sturm gegen Ostpreußen los. Die 3. Weißrussische Front griff von Osten an, und die 2. Weißrussische Front stieß am 14. Januar von Süden Richtung Ostsee vor. Die Not Ostpreußens ließ die Sichtigvorer und Mülheimer in besonderer Weise aufhorchen, denn mit jungen, bei ihnen einquartierten Ostpreußen hatten sie Anfang 1940 enge menschliche Beziehungen gepflegt. Fast jedes Haus hatte diese für den Blitzkrieg gegen Frankreich vorgesehenen Ostpreußen aufgenommen. Die Erinnerung an die herzliche Aufnahme durch die Möhnetaler hat einige Überlebende dieser ostpreußischen Division 1944/45 bewogen, ihren Familien im Falle der Flucht das Kirchspiel als Zufluchtsort zu empfehlen. Als diese dann mit vielen anderen Ostpreußen nach langer Odyssee hier ankamen, hatten sie schlimmste Erfahrungen hinter sich.

Schon im Herbst 1944, als die Russen kurzzeitig in Ostpreußen eingebrochen waren, hatte die Angst um sich gegriffen, und die Ersten hatten die Züge gen Westen bestiegen und Trecks zusammen gestellt. Der berüchtigte NS-Gauleiter Koch unterband jedoch drakonisch jede Fluchtbewegung und bot die Bevölkerung zum Schanzen und Panzergräbenbau auf. Sein von ihm erstmalig „Volkssturm“ genanntes Aufgebot und groß angekündigte Wunderwaffen Hitlers gaukelten Sicherheit vor. Als aber jetzt, am 14. und 15. Januar, die Fronten um Ostpreußen brachen, konnte niemand mehr die Menschen von panischer Flucht abhalten. Bald zogen endlos „Wagen an Wagen“ auf verschneiten trostlosen Landstraßen dahin. Manche Trecks gelangten über hunderte Kilometer bis in den Westen. Die meisten gerieten in Nöte und oft unvorstellbares Elend, wenn die Trecks von Schlachtfliegern angegriffen oder Panzern niedergewalzt wurden. Mit der Abschnürung Ostpreußens nach Westen blieb den Flüchtenden als Landweg nur die schmale Nehrung jenseits des Frischen Haffs und die zugefrorene Ostsee. Die Route über das tückische Ostseeeis war bald gesäumt von liegegebliebenen, eingebrochenen oder beschossenen Pferdegespannen. Die Kriegsmarine rettete bis zur Kapitulation über zwei Millionen Flüchtlinge über See, doch durch Torpedierung von Schiffen wie der „Wilhelm Gustloff“ entgingen auch hier Tausende nicht ihrem Schicksal. Wer in den Dörfern verblieben oder auf den Trecks von den Russen eingeholt war, musst meistens auf Furchtbares gefasst sein. Ausplündern und vergewaltigen gehörte zur Tagesordnung; Misshandlungen, Verschleppungen der Arbeitsfähigen und Mord kamen oft dazu. Die Sichtigvorerin Irene Eilhard, geb. Baginski, erlebte als Fünfjährige auf dem elterlichen Hof ihrer Mutter, wie Russensoldaten ihre Großmutter erschossen und das polnische Dienstmädchen im Mariensee ertränkten. Nach ihrer anschließenden Flucht kam ihre Mutter, Sofie Baginski, wie mit ihrem Mann im letzten Urlaub vereinbart, in das Möhnetaldorf Sichtigvor. Erich Baginski, der Vater, gehörte zu den schon erwähnten ostpreußischen Soldaten, die 1940 ein Zeit lang bei Sichtigvorern gewohnt hatten. Aus der Gefangenschaft ließ er sich 1946 ins Möhnetal nach Sichtigvor entlassen, wo er mit Frau und Tochter zuerst im alten Anieken Haus bei Casp. Kühle wohnte. Die Empfehlung Sichtigvors als eines aufnahmebereiten Dorfs führte auch noch die drei Schwestern von Sofie Baginski mit ihren Familien ins Kirchspiel. Es waren die Töchter der in Ostpreußen erschossenen Bäuerin Anna Kretschmann: Hildegard, verh. Sadowksi, Anna, verh. Erdmann und Martha, verh. Döben.

Es ist höchst bemerkenswert, dass von den wenigen Überlebenden der 1940 in Sichtigvor weilenden ostpreußischen Soldaten sogar noch ein weiterer flüchtende Angehörige ins Kirchspiel lenkte. Frau Edeltraud Hochwald aus dem ostpreußischen Nikolaien berichtet im Sichtigvorer Heimatbuch, dass auch ihre Familie durch die Vermittlung eines dieser Soldaten, nämlich des Bruders ihres Mannes, nach Sichtigvor gelangte.³

Die Schlesier aus Neurode kamen erst 1946

Als Bürgermeister Laumann im März 1946 für das Kirchspiel einen großen Transport Vertriebener ankündigte, erstaunte es hier viele, dass fast ein Jahr nach Kriegsende immer noch Flüchtlinge umherirrten. Deren verzögerte Vertreibung durch Polen hing damit zusammen, dass nach den ursprünglichen alliierten Abmachungen Ostdeutschland jenseits von Oder und Neiße zwar unter polnische Verwaltung gestellt, die deutsche Bevölkerung aber keineswegs vertrieben werden sollte. Entsprechend beließen die Russen z.B. bei ihrem Einmarsch in Neurode/Schlesien die Bewohner nicht nur in ihrer Stadt, sie forderten sogar die vor ihnen geflüchteten Neuroder wieder zur Rückkehr in ihre Heimatstadt auf. Die nachrückenden Polen ließen hingegen schon bald verlauten, dass sie die Deutschen ausweisen würden. Die Vertreibung erfolgte dann aber nicht auf einen Schlag, sondern zog sich mit mehr oder weniger Druck bis in das Jahr 1946 hinein. Im Juni 1945 bekamen die Neuroder aber schon einen

² Helga Schlee (Hanisch): „Kriegsende in Schlesien, Evakuierung, Neuanfang“, Privatdruck 2013

³ „Die Flucht aus Ostpreußen war ja meine Hochzeitsreise“ – Erinnerungen der Edeltraud Hochwald im Heimatbuch „Sichtigvorer Geschichten“ 2006 S.116

schrecklichen Vorgeschmack, als die ganze Bevölkerung auf Befehl der polnischen Machthaber, alles bis auf ein kleines Fluchtgepäck zurück lassend, ihre erste Flucht antreten mussten. Völlig überraschend durften sie nach drei Tagen in ihre zwischenzeitlich geplünderten Wohnungen zurückkehren. Die später nach Mülheim verschlagene Helga Hanisch, die als Siebenjährige den Juniauszug mitmachte, erklärte in ihren Erinnerungen die dreitägige Ausweisung mit Plünderungsabsichten der Polen. Die 1945/46 ein Tagebuch führende 65 jährige Valeria Elsner vermutete hinter der unverhofften Rückkehr wohl mit Recht ein Eingreifen der Russen. Die Neuroder durften also fast ein Jahr länger als viele andere Ostdeutsche in ihrer Heimat bleiben. Wer allerdings im Kirchspiel ihren Erzählungen über diese Zeitspanne von Mai 1945 bis März 1946 zuhörte, begriff sofort, dass sich für die Schlesier die Heimat mehr und mehr in eine Art Hölle wandelte.

Da die Neuroder später im Kirchspiel Mülheim die größte Vertriebenengemeinschaft bildeten, zudem gleich zwei Berichte, von Helga Hanisch und Valeria Elsner⁴, vorliegen, sollen die Neuroder Ereignisse, stellvertretend für andere Vertreibungsschicksale, etwas eingehender zur Sprache kommen:

Bis zur Kapitulation am 8. Mai 1945 waren die Russen noch nicht in der Grafschaft Glaz, und damit in Neurode eingedrungen. Nur wenige Einwohner hatten bis dahin die Stadt verlassen, und zu einer geplanten Evakuierung durch die Wehrmacht kurz vor Einmarsch der Russen am 9. Mai war es nicht mehr gekommen. Als dann die Russen an diesem Tag die Stadt überschwemmten, kam es nicht gleich zu den befürchteten Gewalttaten. Ein Offizier beruhigte sogar, dass niemand Angst zu haben brauche und die geflüchteten Neuroder zurückkehren könnten. Dass russische Soldaten schon am nächsten Tag dazu übergingen, die Bewohner von allen möglichen Dingen, die Bauern auch von Viehherden zu befreien, war eine andere Sache. Die Verunsicherung und Verelendung der Deutschen setzten schon unter den Russen ein, mit der Übernahme der Stadt durch die inzwischen in großer Zahl eingetroffenen Polen wuchsen sie in ungeahntem Maße. Der seit Anfang Juni installierte polnische Bürgermeister teilte am 10. Juni der Bevölkerung mit, dass Neurode nun unabänderlich zu Polen gehöre. Schon bald schreckten Gerüchte von einer Abschiebung der Neuroder nach Westdeutschland die Menschen. Um die Stadt schon jetzt etwas polnischer erscheinen zu lassen, mussten bis zum 23. Juni im Straßenbild sämtliche deutschen Inschriften und Geschäftsschilder durch polnische ersetzt werden.

Die erste Vertreibung im Juni 1945

„Bestürzung, Weinen, ein Aufschrei unter der Bevölkerung“, sind die Tagebuchstichworte des 26. Juni. An diesem Tag vertrieben die Polen, auch unter Gebrauch von Reitpeitschen und Gewehrkolben, die Neuroder aus ihren Wohnungen und ihrer Stadt. Die verzweifelt aus ihrem gewohnten Leben gerissenen und auf die Flucht getriebenen Menschen, erreichte dann nach zwei Tagen Flucht die Weisung, in die Wohnungen zurückzukehren. Die wohl auf Intervention der Russen erfolgte Heimkehr ließ die Hoffnung auf einen endgültigen Verbleib in der Heimat wieder aufleben, aber die noch vergönnte Frist sollte für die Deutschen zu einer Zeit der Leiden und Demütigungen werden. Die Nöte versetzten die Neuroder von jetzt ab in einen Überlebenskampf, dem vor allem viele Alte und Kranke aus Hungersnot und Mangel an Medikamenten erlagen. Schon am 2. Juli 1945 notierte Valeria Elsner: „Auf dem Friedhof sind lange Reihen neuer Kindergräber. Es gibt keine Vollmilch für die Kinder.“ Die Hoffnung auf Besserung der Verhältnisse und Erhalt der Heimat erlitt in Neurode am 3. August 1945 mit der offiziellen Meldung, dass alle Schlesier ausgewiesen werden, einen schweren Stoß. Wie schwer es die Neuroder traf, belegt Valeria Elsners Tagebuchnotiz: „Die Menschen sind wie gelähmt vor Schreck. Es will niemand glauben und es wäre nicht auszudenken, da wäre der Tod schon barmherziger ...“ Bevor die radikale Vertreibung einsetzte schafften Polen mit willkürlichen Beschlagnahmen von Häusern und Höfen vorläufige Tatsachen. Als die Mühlenbesitzerin Pohl sich weigerte freiwillig auf ihren Besitz zu verzichten, verprügelten sie die Männer, schlugen auch mit dem Gewehrkolben gegen ihren Kopf und sperrten sie so lange ein, bis sie schließlich „zittrig“ (Tagebuch 3. August) unterschrieb. Als Helga Hanischs Onkel vor dem Winter die Doppelfenster an ihrer Wohnung anbrachte, erlösten diese sie nicht nur vor der Kälte, sondern auch von den Schreien der im „Gefängnis“ nebenan misshandelten Deutschen. Wie in anderen Städten hatten die Polen auch in Neurode eine Stelle, in die sie „oft aus nichtigem Anlass verhaftete Männer“ (Helga Hanisch) schleppten. Auch der spätere Sichtivorer Textilkaufmann Wilhelm Langer machte hier seine Erfahrungen. Die Schreie reduzierten die Peiniger gelegentlich, indem sie den Hals der Opfer mit einer Vorrichtung zuhielten. (Elsner, 3. September). In ihrer Manie, alles Deutsche auszulöschen, verlangte die Behörde bis zum 30. September alle Bücher in deutscher Sprache abzuliefern und Aufschriften wie Mehl und Zucker in den Läden durch polnische zu ersetzen. Im Herbst gab es schwere Misshandlungen wegen angeblicher Unterstützung deutscher Partisanen in Neurodes umliegenden Wäldern. Valeria Elsner berichtet von einer Abfälle aus dem Haus tragenden Bekannten, die Prügel bezog, weil die Abfälle kurzweg als Lebensmittel für die Partisanen deklariert wurden. Meldungen von verzweifelt sich das Leben nehmenden Schlesiern ziehen sich wie ein roter Faden durch Valeria Elsners Tagebuch. Am 26. November betrauert sie ihre Schulfreundin Maria Wagner, die sich erhängte, nachdem man sie und ihre Schwes-



alte Ansichtskarte von Neurode/Schlesien

ter erlagen. Schon am 2. Juli 1945 notierte Valeria Elsner: „Auf dem Friedhof sind lange Reihen neuer Kindergräber. Es gibt keine Vollmilch für die Kinder.“ Die Hoffnung auf Besserung der Verhältnisse und Erhalt der Heimat erlitt in Neurode am 3. August 1945 mit der offiziellen Meldung, dass alle Schlesier ausgewiesen werden, einen schweren Stoß. Wie schwer es die Neuroder traf, belegt Valeria Elsners Tagebuchnotiz: „Die Menschen sind wie gelähmt vor Schreck. Es will niemand glauben und es wäre nicht auszudenken, da wäre der Tod schon barmherziger ...“ Bevor die radikale Vertreibung einsetzte schafften Polen mit willkürlichen Beschlagnahmen von Häusern und Höfen vorläufige Tatsachen. Als die Mühlenbesitzerin Pohl sich weigerte freiwillig auf ihren Besitz zu verzichten, verprügelten sie die Männer, schlugen auch mit dem Gewehrkolben gegen ihren Kopf und sperrten sie so lange ein, bis sie schließlich „zittrig“ (Tagebuch 3. August) unterschrieb. Als Helga Hanischs Onkel vor dem Winter die Doppelfenster an ihrer Wohnung anbrachte, erlösten diese sie nicht nur vor der Kälte, sondern auch von den Schreien der im „Gefängnis“ nebenan misshandelten Deutschen. Wie in anderen Städten hatten die Polen auch in Neurode eine Stelle, in die sie „oft aus nichtigem Anlass verhaftete Männer“ (Helga Hanisch) schleppten. Auch der spätere Sichtivorer Textilkaufmann Wilhelm Langer machte hier seine Erfahrungen. Die Schreie reduzierten die Peiniger gelegentlich, indem sie den Hals der Opfer mit einer Vorrichtung zuhielten. (Elsner, 3. September). In ihrer Manie, alles Deutsche auszulöschen, verlangte die Behörde bis zum 30. September alle Bücher in deutscher Sprache abzuliefern und Aufschriften wie Mehl und Zucker in den Läden durch polnische zu ersetzen. Im Herbst gab es schwere Misshandlungen wegen angeblicher Unterstützung deutscher Partisanen in Neurodes umliegenden Wäldern. Valeria Elsner berichtet von einer Abfälle aus dem Haus tragenden Bekannten, die Prügel bezog, weil die Abfälle kurzweg als Lebensmittel für die Partisanen deklariert wurden. Meldungen von verzweifelt sich das Leben nehmenden Schlesiern ziehen sich wie ein roter Faden durch Valeria Elsners Tagebuch. Am 26. November betrauert sie ihre Schulfreundin Maria Wagner, die sich erhängte, nachdem man sie und ihre Schwes-

⁴ Valeria Elsner: Neuroder Tagebuch 1945/46, Herausgeber Rudolf Elsner, o. Jahrgang

ter enteignet und mittellos auf die Straße gesetzt hatte. Dass die Neuroder schließlich in der Öffentlichkeit eine weiße Armbinde tragen müssen und nur zu bestimmten Zeiten ihre Straßen betreten dürfen, gehörte noch zu den geringeren Übeln.

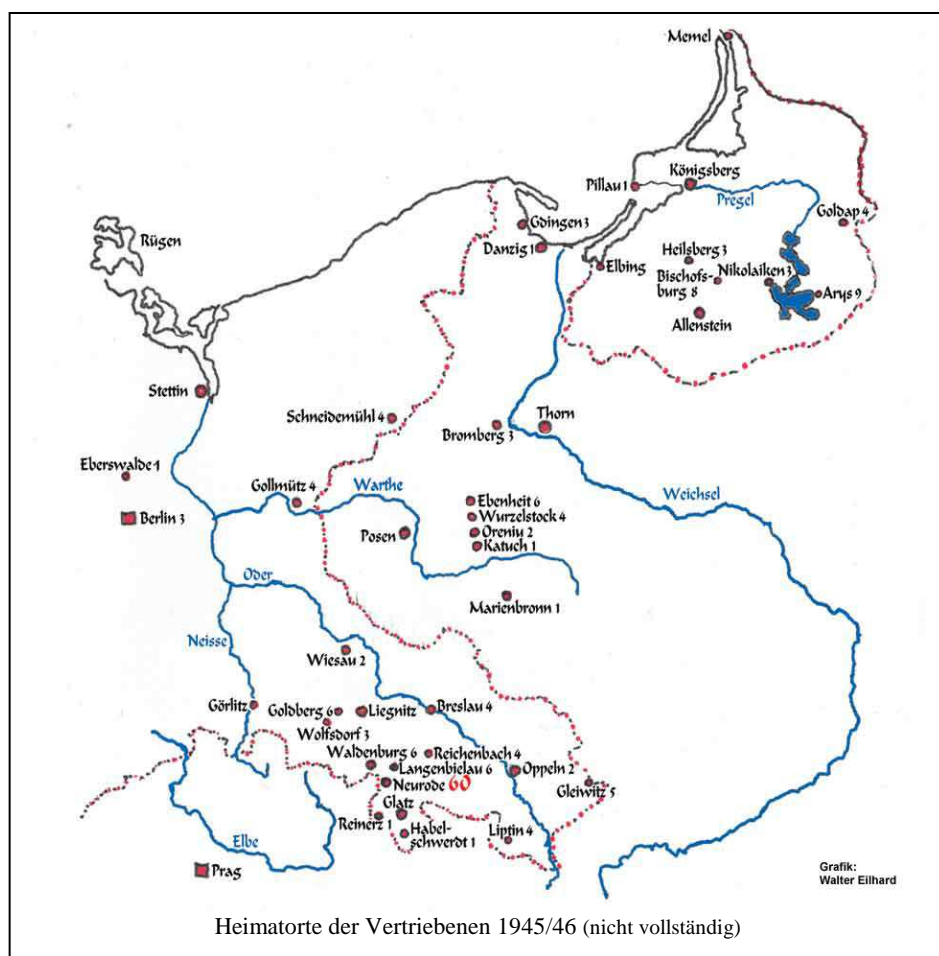
Die letzte schlesische Weihnacht

Weihnachten 1945 lebte die achtköpfige Elsnerfamilie, darunter zwei kleine Enkelkinder, in zwei Zimmern ihres längst in Polenhand übergegangenen Wohn- und Geschäftshauses. Trotz aller Nöte und Wirren war es gelungen, den Heiligen Abend friedlich, mit Tannenbaum, Liedern und sogar einem bescheidenen Gabentischchen zu begehen. Die beiden Enkelkinder „spielten glücklich unter dem Bäumchen.“ (Tagebuch 25.12.1945)

Mit Beginn des Jahres 1946 verdichteten sich Gerüchte über bevorstehende Vertreibungen. Nach Neiße und Camenz kämen demnächst Glaz und Neurode an die Reihe. Die jetzt noch rigoroseren Vertreibungen aus Wohnungen in Neurode und die beginnenden Total-evakuierungen von Ortschaften der Umgebung bestätigten die Schreckensmeldung. Die Neuroder hingen wohl noch immer fest an ihrer Heimat, anders ist nicht zu erklären, dass auch jetzt die wenigsten darauf drängten, freiwillig die Stadt zu verlassen. Am 13. März 1946 schlug dann den Neurodern die Stunde der Vertreibung. Schon am Vortage hatten Plakate den Befehl verkündet, und zugleich bestimmt, wie viel Gepäck und Geld jeder mitnehmen dürfe. Das erlaubte zu tragende Gepäck musste Verpflegung für 14 Tage enthalten. Dass sie von ihrem zurückgelassenen persönlichen Besitz nichts wiedersehen würden, daraus machten die Polen keinen Hehl. Da die Miliz straßenweise evakuierte, gehörten Elsners zu dem ersten Schub, der mit vielen anderen später im Kirchspiel Gestrandeten am 13. März Neurode verlassen musste.

Valeria Elsners Tagebuch drückt aus, was wohl alle bewegte: „Schrecken und Furcht packten uns, gepackt wurde die ganze Nacht und geheult haben wir nicht minder.“ Am Morgen drangen sechs bewaffnete Milizionäre als Ausweisungskommission Elsners Haus ein. Wer auch nur vermeintlichen Widerstand leistete, den traf die Brutalität der Miliz. Diese hatte den Studiendirektor Parade und seine beiden Töchter gleich ins Gefängnis geschleppt, weil sie nicht sofort aufgemacht hatten. Auch die Töchter bekamen dort je 25 Schläge mit dem Gummiknüppel, obendrein Fußtritte gegen Unterleib und Rücken (Tagebuch).

Unter der Drohkulisse aus Peitschen und Gewehren zogen an diesem Tage rund 1500 eingeschüchterte Neuroder aus ihren Wohnungen zur Sammelstelle Schützenplatz. Darunter etliche wortwörtlich in die Flucht geschlagen. Vom Schützenplatz ging es nach stundenlangem Warten – ein krankes Kind war inzwischen gestorben – zu Fuß oder Kranke, Kinder, Alte auf Ackerwagen in die 20 km entfernte Kreisstadt Glaz. Dort pferchte man die Neuroder für ein paar Tage in das ehemalige Finanzamt. „32 Personen in einem Raum“, erinnert sich Helga Hanisch. Die Enge der Güterwaggons, in die sie auf dem Glazer Bahnhof verladen wurden, war nicht geringer, nur die hygienischen Verhältnisse noch problematischer. Die damals 15 jährige Ursula Ihmann berichtet von panikartiger Angst mancher Erwachsener, dass die Reise nach Sibirien gehen könnte. Die Bahnhofsschilder von Görlitz erlösten sie aus diesem Alptraum. In Helmstedt und Siegen unterbrachen Auffanglager für jeweils kurze Zeit die Fahrt. Von Siegen aus verbrachten die Neuroder die letzte Etappe ihrer Flucht, es war der 21. März, auf Ladeflächen von LKWs. „Auf offene Lastwagen verfrachtet kamen wir in Mülheim an der Möhne an.“⁵ Dort an der Möhnestraße erwartete sie kein



Willkommenskomitee, keine Rot-Kreuz-Ambulanz, keine Seelsorger für Traumatisierte, sondern nur zwei abgehetzte Dorfbürgermeister mit mühsam aufgetriebenen Unterkunfts-adressen. Am Endpunkt ihrer Vertreibung und Beginn einer trostlos ungewissen Zukunft empfingen diese elenden Opfer des Krieges keine großen Worte der Begrüßung, des Mitleids oder der Hoffnung. Die Bürgermeister Laumann und Schulte Nölke wiesen gleich als erstes auf die schwierigen Unterbringungsprobleme in den mit Evakuierten, Flüchtlingen und 700 Rumänen überbelegten Kirchspieldörfern hin. Sogar stallartige Unterkünfte müsse anbieten. Dann begannen sie – es war schon Abend – mit der Verteilung der Anschriften die 54 Neuroder zu ihren Gastfamilien zu leiten. Es zog sich bis Mitternacht hin, bis schließlich alle Personen untergebracht waren.

Über die erste Zeit der Flüchtlinge hier am Ort und die ungemein schwierigen Verhältnisse des Jahres 1946 wird die nächste Ausgabe von „Unser Kirchspiel“ berichten.

Wilhelm Hecker

⁵ Helga Hanisch, a.a.O. S.13 / Die Namen in „Sichtigerer Geschichten“ a.a.O. S.124